

# Bauchronik

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **53 (1966)**

Heft 5: **Innerstädtische Läden; Ein regionales Schnellbahnsystem**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Benfront» erhalten. Bald fragte man sich, wieso diese Passagen nur ebenerdig laufen sollten, und begann, sowohl die oberen wie die unteren Geschosse dem Käufer durch Passagen zu erschließen. Der Fußgänger bewegt sich hier nicht nur, wie in den historischen Lauben, vor dem Regen, sondern auch vor dem Wind sowie vor dem Lärm und den Abgasen des Verkehrs geschützt. Trotzdem befindet er sich nicht in einem Geschäft, sondern in einem Außenraum, in einem inneren Außenraum gewissermaßen, und erlebt so jene faszinierend verwirrende Relativierung von Innen und Außen, die die großen Architekten wie Le Corbusier und Wright immer wieder bewußt an und in ihren Bauten vorgenommen haben. Es dauerte natürlich nicht lange, bis man für das Wohl des Fußgängers und potentiellen Käufers noch mehr zu tun bereit war und die Passagen an gewissen Stellen mit Infrarot zu beheizen und auf diese Weise die Träume der Utopisten von der klimatisierten Stadt zu verwirklichen begann.

Heute gibt es auf dem halben Quadratkilometer der innern Stadt 0,7 km alte Quergäßchen, die seit jeher dem Fußgänger reserviert waren und zum Teil überdeckt sind, 6,7 km Laubengänge und 0,5 km neue Passagen durch verschiedene Stockwerke, die, zum Teil schon beheizt, den Betrieb offener Straßencafés auch im Winter ermöglichen. Das ergibt fast 8 km geschützte Fußgängerwege.

Ein Ende des Ausbaus dieses historischen Zentrums ist nicht abzusehen. Die Nutzungen werden sich weiter ändern und vor allem intensivieren. Das Erschließungssystem wird in der begonnenen Art weiter ausgebaut werden. Noch sind die Vorteile der Hügellage des Zentrums in keiner Weise ausgenützt; noch steckt die vertikale Erschließung erst in den Anfängen; noch warten viele Wohnungen der Südseite auf ihren Ausbau, der guten Steuerzahlern eine begehrenswerte Alternative zur Villa im Vorort anbieten würde; noch können ganze Labyrinth von Dachstöcken statt an alte Möbel an junge Künstler vermietet werden. Aus Kellern werden Theater, aus Theatern werden Keller, aus Wohnungen Büros und aus Büros wieder Wohnungen. Mehrere Häuser werden zusammengelegt zu einem Warenhaus, größere Komplexe wieder aufgesplittert in kleine Detailgeschäfte. Und wer die Wanderungen der Stadt-, Kantons-, und Bundesverwaltung durch die Landschaft dieser Innerstadt verfolgen wollte, käme zu keinem Ende.

Wirklich: Berns Zentrum und Altstadt ist ein Organismus von ganz außergewöhnlicher Lebenskraft. Man wäre vielleicht vorübergehend geneigt, zu glauben, man habe in diesem schillernden Spiel sich

überlagernder und ablösender Nutzungen endlich einen Beweis für das so wundersame Wirken der «Architektur des Zufalls» gefunden, wenn man sich nicht daran erinnerte, daß alle diese Entwicklungen schon im ersten Hofstättenplan von 1191 als potentielle Möglichkeiten enthalten gewesen sein müssen, und wenn es einen nicht stutzig machte, daß dieser «Zufall» – der Fund einer solchen Idealstruktur und Idealzelle – seit 800 Jahren trotz der doch so weitgehenden Unterwerfung unter die Planungsgewalt des Zufalls nie mehr vorgekommen ist.

#### Geplante Flexibilität

Heißt das, die Flexibilität sei schon vor 800 Jahren eingeplant worden? – Ja, sicher. Und zwar in Form von Regeln, die wie die Regeln des Schachspiels unendlich viele Kombinationen offenlassen und dennoch in jedem Augenblick die Kontinuität des Spiels garantieren.

Es ist ausgeschlossen, am Anfang alle Konstellationen des Spiels vorauszu sehen oder zu wissen, welche Figuren in einem bestimmten Stadium noch vorhanden sein werden. Es war auch für die Zähringer ausgeschlossen, ahnen zu können, daß Bern einmal Sitz einer eidgenössischen Regierung werden oder daß motorisierter Verkehr durch die Gassen dieser Stadt rollen würde. Was die Zähringer planten, war nicht die Nutzung, sondern: nach welchen Regeln der Träger der Nutzungen (irgendwelcher Nutzungen) – die bauliche Substanz – strukturiert und erweiterbar sein solle. Die Art, in der sich sowohl der sogenannte Moloch Verkehr wie das nicht minder unheimliche Monstrum der Bundesverwaltung, die, wie viele Beispiele beweisen, jedes allein imstande sind, das Gefüge einer Stadt zu ruinieren, gebändigt sind und sich in die Regeln des Spieles fügen, zeigt, wie wenig die Freiheit der Nutzung, wie stark dagegen die Relationen der Nutzungen untereinander von den Regeln zähringischer Stadtplanung betroffen werden. Martin Geiger

## Bauchronik

### Der Schweizer Pavillon an der Weltausstellung Montreal 1967

Architekt: Werner Gantenbein BSA/SIA, Zürich

Die Kanadier stellen für die offizielle und internationale Weltausstellung 1967 ein reizvolles Ausstellungsgelände zur Verfügung, nämlich zwei Inseln im breiten St. Lawrence River. Neben diesen beiden Inseln, der Ile Notre-Dame und der Ile Verte, steht die Halbinsel Mackay für Bauten der Administration, des Expo-Theaters und experimentelle Wohnbauten zur Verfügung. Die Hauptverbindungen beider Stadtteile mit der Ausstellung auf den teilweise aufgeschütteten Inseln bilden die neue Untergrundbahn und die ebenfalls in Ausführung begriffene Hochbahn. Ergänzend versprechen die Schiffskurse eine vergnügliche Note ins Ausstellungsbild zu bringen.

Neben den großen Inselgrünflächen sind die Länderpavillons eng zu einer kleinen Inselstadt zusammengereicht. Die überlieferte Starrheit und Monumentalität der Gesamtanlage, wie zum Beispiel noch an der World's Fair in New York, ist abgelöst durch eine freie Gruppierung, die sich aus der organischen Inselform ableitet.

Der im Laufe dieses Sommers aufzurichtende Schweizer Pavillon wird in einer Reihung Holland–Belgien–Schweiz–Österreich zu stehen kommen. Die Parzellen dieser Länder sind bei gleicher Größe verschieden in der Grundform. Ihnen südseitig vorgelagert sind ein Inselfsee, die Station der Hochbahn und

Modell des Schweizer Pavillons an der Weltausstellung Montreal 1967



der allgemeine Festplatz der Ausstellung. Von der Hochbahnstation wird der Schweizer Pavillon in 3 bis 4 Gehminuten, von der in der Gegenrichtung liegenden Untergrundbahnstation in 5 bis 6 Gehminuten erreicht. Nordseitig des Pavillons zirkuliert die von der Expo Lausanne übernommene Monorail-Bahn.

Der Schweizer Pavillon liegt auf einem unregelmäßigen Grundstück, das zu etwa 60% überbaut und von zwei Schmalseiten gesehen und begangen wird. Im Äußern präsentiert sich das zweigeschossige Gebäude – das Erdgeschoß verglast, das Obergeschoß fensterlos – als eine freie rhythmisch-kubische Komposition. Der konstruktive Aufbau basiert auf einem Stahlskelettsystem mit einem Stützenfeld von 11×11 m. Die Stützen sind aus vier Stahlröhren gebündelt, analog aus sechs Röhren die beidseitig stehenden Fahnenstangen für die Schweizer Flagge.

Im Erdgeschoß liegt die allgemeine kulturelle Abteilung, in der über Land und Leute ausgesagt wird und in der die Kunst in Form von Metallplastiken integriert werden soll. Die Kunstwerke sowie die allgemeine kulturelle Abteilung strahlen über die verglaste Gebäudebegrenzung auf die Vorplätze und Straßen hinaus. Allgemein soll die offene Haltung des Pavillons den Passanten zur Neugier anregen und den Besucher selbst im Ausstellungsgeschehen als Schauspieler wirken lassen.

Im Erdgeschoß liegen ferner das Restaurant mit einer Galerie und die administrativen Räume mit Auskunftsstand. In der

Mitte des Pavillons liegt die zentrale Treppenanlage; zwei Rolltreppen führen ins Obergeschoß, vorerst in den Filmvorführungsraum. Auf einer gebogenen Breitleinwand von 8×20 m soll ein Farbfilm von Ernst Heiniger gezeigt werden. Die Besucher werden im 20-Minuten-Ablauf diesen Raum (mit rund 500 Sitzplätzen) auf der gegenüberliegenden Seite verlassen und treten in den offenen Raum des Obergeschosses, der die Darstellungen der Maschinenindustrie, der Chemie, der Textil- und Uhrenindustrien enthält. Dieser entsprechend der äußeren Gliederung mittels Wand und Decke bewegte Raum ist in der Mitte, gegenüber dem Erdgeschoß, weit geöffnet. Der Besucherweg führt über die breite Treppenanlage neben der Rolltreppe wieder ins Erdgeschoß. Das ganze Gebäude ist im Hinblick auf die sehr heißen und feuchten Sommertage vollklimatisiert. Die Nebenräume für die Klimaanlage, die Transformierstation, den Restaurantkeller, die Lagerräume und Toilettenanlagen sind im Untergeschoß untergebracht, das, wie die Fundamente, bereits erstellt ist. Der Pavillon hat die ungefähren Grundmaße von 30×55 m und ist 10 bis 20 m hoch. Das Obergeschoß wird in rotem Zedernholz ausgeführt. Mit diesem Material soll dem Pavillon ein einfaches, sympathisches Gepräge gegeben werden.

## Konstruktionen

### Projekt für ein Künstlerheim im Südosten von Wien

Dem Architekten Johann G. Gsteu, Wien, war die Aufgabe gestellt worden, ein verfallenes Kantinegebäude für Wohnzwecke und Seminarbetrieb während der Sommermonate zu adaptieren. Das ursprüngliche Mauerwerk aus Naturstein, der in dieser Gegend als Baumaterial üblich war, sowie der hakenförmige Grundriß sollten erhalten bleiben. Nach zahlreichen Untersuchungen über die Zug- und Druckkräfte in der geplanten neuartigen Dachkonstruktion wurde endgültig folgende Lösung vorgeschlagen:

Projekt für ein Künstlerheim in Wien

1 Die Kunststoffhalle über dem bestehenden Gebäude

2 Grundriß. In den bestehenden Mauern das Wohnheim, darüber die Kunststoffhalle. Unten Mitte: Rampe

Die Aufteilung des Innenraums entspricht den jetzigen Erfordernissen: Vorgesehen sind ein geschlossener Aufenthaltsraum, Schlafkojen, Kochgelegenheit und sanitäre Einrichtungen. Darüber wird ein rationell gestaltetes, vom Altmauerwerk konstruktiv unabhängiges, räumliches Flächentragwerk aus mit Glasfasermatten verstärktem Polyesterkunstharz gestellt. Sieben Tonnengewölbe sind zellenartig aneinandergelagert und ruhen mit ihren Stützen auf einem 1,12 m breiten Betonband auf. Eine Tonne überwölbt jeweils zwei zweibettige Schlafkojen. Der Durchmesser beträgt 4,66 m, die Länge 15,40 m; die gesamte überdeckte Fläche ist somit 500 m<sup>2</sup>. Sie gewährt einen geschützten Umgang um das Gebäude, als auch einen weiten Hof, der Malern und Bildhauern Aufenthalt und witterungsunabhängiges Arbeiten ermöglicht.

Die Tonnen und alle tragenden Teile sind materialgerecht geformt und lassen den Kräftefluß sichtbar werden. Die Versteifung gegen Winddruck wird durch besonders geformte Abschlüsse des Tonnendaches und durch schottenverstärkte Polyesterhohlträger hergestellt, die zwischen die einzelnen Tonnenelemente eingepaßt sind. Das Totalgewicht der Überdachung liegt bei 12 t. Die Gewölbe bleiben in ihrer Materialfarbe und werden mit einer Grasnarbe bedeckt, die als Schall- und Wärmeisolierung dienen soll.

Die beschriebene Konstruktion macht erstmalig neue Prinzipien in der Verwendung der Kunstharze deutlich, die später zur Serienfertigung von selbsttragenden Kunstharzelementen für den Hallenbau führen können.

F. Czagan

## Wettbewerbe

(ohne Verantwortung der Redaktion)

### Neu

#### Centre paroissial catholique avec église à Delémont BE

Concours de projets ouvert par la communauté paroissiale catholique de Delémont. Peuvent prendre part à ce concours: a) tous les architectes originaires du diocèse de Bâle et Lugano, quel que soit leur domicile (cantons de Berne, Bâle-Ville, Bâle-Campagne, Argovie, Thurgovie, Lucerne, Zug, Schaffhouse, Soleure et Tessin); b) tous les architectes suisses qui se sont établis professionnellement dans le diocèse de Bâle et Lugano avant le 1<sup>er</sup> janvier 1965. c) Sont invités quatre architectes. Une somme

